

„Die zweideutige Krone eines gelehrten Frauenzimmers“ Frauen zwischen Berufstätigkeit und Hausarbeit an der Schwelle vom 18. ins 19. Jahrhundert¹⁾

von

Nadja Bennewitz

„Die Erlangischen Mädchen sind zum Theil recht schön und artig“, so schilderte der Erlanger Student Georg Friedrich Rebmann seinen Eindruck, den er Ende des 18. Jahrhunderts von den jungen Frauen in der kleinen Residenzstadt gewonnen hatte. Was ihn besonders erstaunte aber war, daß „auch diejenigen von niedern Ständen weit belehener und polierter sind, als ihre Schwestern in Göttingen und Jena.“⁽²⁾ Bekanntlich waren auch Göttingen und Jena Universitätsstädte, wenn auch schon wesentlich ältere, mit denen man sich in Erlangen immer wieder gerne maß. Die Sicht dieses jungen Studenten charakterisiert tatsächlich recht genau das Leben in der kleinen Residenzstadt, das sich zum einen als eher beschaulich erwies, doch zum anderen manchen Frauen weitergehende Bildungsmöglichkeiten bereithielt: Die Erlanger Hugenottinnen zum Beispiel waren in ihrer Zeit berühmt für ihre Erziehungsarbeit als Gouvernanten. So schrieb Johann Füssel über die Erlanger Réfugiés: „Die hiesige französische Kolonie ist auch darum merkwürdig, daß viele ihrer Töchter zur Bildung der Jugend, vorzüglich der adelichen in und ausser Teutschland, gesucht werden.“⁽³⁾ Füssel, der dies 1788 schrieb, war selbst Lehrer; ein Hofmeister, der üblicherweise die Söhne adliger Familien unterrichtete. Dieser Lehrer irrte jedoch, wenn er die Tatsache, daß die Erlanger Hugenottinnen als Lehrerinnen sehr gefragt waren, als „merkwürdig“, also als bemerkenswert bezeichnete, denn das war es keineswegs: Die französischsprachigen Gouvernanten, meist calvinistische Glaubensflüchtlinge, waren weithin in ganz Deutschland für die Erziehung der adligen Mädchen und schließlich der Töchter des höheren Bildungsbürger-

tums gefragt. Die Französinnen dominierten im 18. Jahrhundert die Mädchenerziehung in Deutschland, und die Erlanger Hugenottinnen bildeten hierbei keine Ausnahme.

Mit der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahr 1685, das den Calvinisten im katholischen Frankreich weitreichende Privilegien zugesichert hatte, und der daraufhin einsetzenden regelrechten Massenflucht der Hugenotten aus Frankreich, waren auch nach Erlangen französische Réfugiés gekommen, die sich mit Erlaubnis des Markgrafen in seinem Herrschaftsgebiet hatten ansiedeln können. Am 17. Mai 1686 waren die ersten Flüchtlinge in Erlangen eingetroffen.⁽⁴⁾ Nach anfänglichen Schwierigkeiten und zahlreichen bitteren Auseinandersetzungen mit der deutschsprachigen Bevölkerung aus der Erlanger Altstadt hatten sich die französischen Flüchtlinge in der „Neustadt Erlang“ eingewöhnt und ihr ein ganz besonderes „französisches Flair“ verliehen.⁽⁵⁾ So sollen laut Äußerungen von Zeitgenossen die Bürger der Ackerbürgerstadt Alt-Erlang gegen Ende des 18. Jahrhunderts immer noch von denen der Neustadt leicht zu unterscheiden gewesen sein: Die Neustädter „haben von den [französischen] Kolonisten eine freyere Denkungsart, und größtentheils mehr Thätigkeit, mehr Industrie, einen schnelleren Gang, ein gewandtes, munteres Wesen und Höflichkeit, aber auch einen Hang zu sinnlichen Ergötzungen, der nur zu oft in eine lockere Lebensart ausartet.“ Die Altstädter dagegen würden noch mehr dem Vorurteil anhängen, alles was älter sei, wäre auch besser: „In so hohem Grade hat hier der Teutsche noch nicht alle Steifheit abgelegt (...).“⁽⁶⁾ Und noch 1812 hieß es über die Stadt: „... besonders

kamen durch die französischen Flüchtlinge französische Sitten und Gebräuche, und der von diesen abhängenden Charakter hieher, von denen sich noch viele Spuren auffinden lassen.“⁷⁾

Wie kam es nun aber, daß im 18. Jahrhundert die Französinnen so explizit „zur Bildung der Jugend“ gesucht und herangezogen wurden? Im 18. Jahrhundert war die Entwicklung und Umsetzung pädagogischer Konzepte, besonders auch was die Erziehung von Mädchen betraf, in Frankreich weitaus fortgeschrittener als in Deutschland. Gesellschaftlich betrachtet setzte man nunmehr auch bei einer breiteren Schicht bürgerlicher Frauen mehr als zuvor kultivierte Umgangsformen, die Fähigkeit zu französischer Konversation und die Kenntnis der zeitgenössischen Literatur voraus. Die Geschlechter konnten sich bei gemeinsamen Begegnungen näher kommen; man traf sich zum gemeinschaftlichen Musizieren, unternahm Spaziergänge, führte Unterhaltungen oder betrachtete Kupferstiche in Gesellschaft. „Interkulturelle Erziehung“ wird heute in der Geschichtsforschung diese Erziehungsform durch französische Gouvernanten genannt, die damit den Zeitgenossinnen gleichzeitig den Zugang zu einer als höherwertig erachteten Kultur eröffneten.⁸⁾ Auch für die deutschsprachigen Erlangerinnen war diese Kunst der gehobenen Umgangsformen unentbehrlich geworden, wollten sie bei den neuen Geselligkeitsformen mithalten. Bekanntlich wurde es den Damen der besseren Erlanger Gesellschaftsschicht im Laufe der Zeit jeden Sonntagnachmittag gestattet, die Gesellschaft „Harmonie“ zu besuchen und an den regelmäßig stattfindenden Bällen teilzunehmen, anlässlich derer „einheimisches und fremdes Frauenzimmer“ zu sehen war.⁹⁾

War zum einen das Gouvernantenwesen somit Ausdruck der gestiegenen Anforderungen an die Mädchenbildung, so war zum anderen der Beruf der Gouvernante nahezu die einzige Möglichkeit für eine Frau von Stand, einen Beruf außerhalb des eigenen Hauses auszuüben. Die Lehrtätigkeit der französischen Gouvernanten wurde derart sprichwörtlich, daß schließlich nur noch die



Abb. 1: Hugenottin.

Rede von „demoiselles“ war, und alle wußten, daß es sich dabei um die Berufsbezeichnung für Hauslehrerinnen französischer Herkunft handelte. Der nach Nürnberg gekommene Hugenotte Jean Jacques Meynier sprach denn auch im Vorwort seiner französischen Grammatik¹⁰⁾ ausdrücklich die Französischlehrerinnen an als „unsere französischen Fräulein, die dazu berufen sind, die französische Sprache zu lehren.“

Dieser Jean Jacques Meynier war selbst als Hauslehrer für die französische Sprache tätig gewesen; er kannte also die Notwendigkeiten eines guten Französischunterrichts aus eigener Anschauung. 1763 hatte er eine Grammatik mit dem Titel „Nouvelle ABC“ herausgegeben und sie erstmals in Erlangen in Druck gegeben. Offensichtlich bestand der Bedarf an einer solchen französischen Grammatik auch noch Jahre später, denn sein Sohn Jacques Henri Meynier, auch Johann Heinrich genannt, legte noch 1792 diese Grammatik erneut auf. In dem Vorwort hier-

zu beklagte Meynier, daß die Hauslehrer und besonders auch die „*demoiselles*“ nicht mehr die richtige französische Aussprache besäßen, so daß die Kinder einen schlechten Akzent vermittelt bekämen. Vielfach war die französische Sprechweise im Verlauf des 18. Jahrhunderts mit deutschen Ausdrücken vermischt worden. Tatsächlich sprachen in der dritten und vierten Generation der hugenottischen Flüchtlingsfamilien die meisten bereits besser deutsch als französisch, obwohl die reformierten Gottesdienste noch bis 1822 in der Erlanger Hugenottenkirche – wohl mehr aus Traditionsgründen – in französischer Sprache abgehalten wurden.¹¹⁾

Eine Ausgabe dieser Grammatik „*Nouvelle ABC*“ von 1792 ist in der Nürnberger Stadtbibliothek einzusehen.¹²⁾ Es handelt sich um ein stark abgegriffenes, 136 Seiten starkes Büchlein, das demnach in Gebrauch gewesen sein dürfte. Anhand derartiger Grammatiken läßt sich der Hausunterricht der französischen „*demoiselles*“ gut nachvollziehen: Der erste Teil behandelt das französische Alphabet und die richtige Aussprache. Im zweiten Teil des Büchleins werden Dialoge eingeübt. Zweisprachig gehalten, dienten diese Zwiesgespräche dem Erlernen französischer Umgangs- und Höflichkeitsformen sowie dem Einüben eines angemessenen Umgangs mit dem Hauspersonal, befreundeten Bekannten und angesehenen, aber weniger vertrauten Personen.

Die in den Unterhaltungen auftretenden Mädchen hatten gemäß dem Stand derer, die diese Unterhaltungen einüben sollten, selbstverständlich eine Magd, die ihnen morgens frische Handtücher und Seife brachte, das Waschwasser erwärmte und den Kaffee kochte. Sie tranken Schokolade, Tee oder Kaffee mit Rahm und Zucker und aßen weißes Brot. Mittags, wenn unangemeldeter Besuch kam, wurde ein üppiges Essen mit Suppe, Fleisch, verschiedenen Gemüsesorten, Obst zum Dessert und außerdem Champagner aufgetischt. Neben einer standesgemäßen Erziehung sollten die Hauslehrerinnen mit Hilfe derartiger Dialoge eine geschlechtsspezifische Erziehung verfolgen: Während beispielsweise im 15. Dialog zwei Herren

einen Spaziergang durch Erlangen unternehmen, sich die französische Kirche auf dem Hugenottenplatz ansehen und über den Marktplatz schlendern, unterhält man sich im 13. Dialog, der den Titel „*Zum Kochen*“ trägt, ausschließlich von Mademoiselle zu Mademoiselle: Ob man eine gute Köchin hat, wie gut sie würzen kann, ob sie reinlich ist oder das Geschirr richtig mit Kleie und Lauge spült. In diesen imaginären herrschaftlichen Haushalten, deren alltägliche Lebensformen von den Kindern durch die Zwiesgespräche erlernt werden sollten, war es die Köchin, die das Geflügel rupfte, dem Hasen das Fell abzog, den Fisch ausnahm und die Pasteten zubereitete. Es ist davon auszugehen, daß die Dialoge wie aufgezeichnet auch streng von Mädchen und Jungen getrennt gesprochen und erlernt wurden, so daß den Erlanger Jungen kaum das französische Wort für Bratspieß geläufig gewesen sein dürfte.

Der Verfasser der Grammatik, der Hugenotte Jean Jacques Meynier (gest. 1783), wurde 1710 in Offenbach geboren.¹³⁾ Er heiratete schließlich in vierter Ehe die Tochter eines Erlanger Advokaten und verließ somit den Heiratskreis hugenottischer Familien, um sich dem deutschsprachigen Beamtentum der Erlanger Residenzstadt zu öffnen. Einige seiner Kinder traten in die Fußstapfen des pädagogisch tätigen Vaters, so sein Sohn Johann Heinrich (1764-1825), der die soeben besprochene Grammatik des Vaters neu aufgelegt hatte. Er machte sich als Autor zahlreicher Kinderlehrbücher einen Namen; auch der Mädchenbildung widmete er explizit sein pädagogisches Interesse, so in dem Buch „*Wie soll sich eine Jungfrau würdig bilden?*“¹⁴⁾ Doch während Johann Heinrich Meynier noch in den Biographien des 20. Jahrhunderts zu finden ist, geriet seine nicht minder pädagogisch tätige Schwester schnell in Vergessenheit.

Luise Meynier (1766-1856) wurde noch zu ihren Lebzeiten als „*ein Frauenzimmer*“ geschildert, „*das bei einem edlen und festen Charakter ausgetriebene Kenntnisse und einen sehr gebildeten Geist besitzt und mit diesen seltenen Vorzügen ganz das grosse*

*Talent vereinigt, sich mit der Bildung und Erziehung der Kinder jedes Alters abzugeben ...*¹⁵⁾ Auch diese in Erlangen gebürtige Hugenottennachfahrin Luise Meynier war folglich als Gouvernante in der Kindererziehung tätig. Schon früh hatte Luise im Gegensatz zu ihrem Bruder Erlangen verlassen und war zu ihrer Schwester nach Markt Einersheim gezogen. Sie war 17 Jahre alt, als ihr Vater starb, woraufhin sie zu ihrer Familie nach Erlangen zurückkehrte. Hier besuchte sie das Bildungsinstitut einer gewissen Madame Diet. Diese Schule für die Töchter des gehobenen Erlanger Bürgertums erhielt weithin Anerkennung. So äußerte sich 1792 der bereits eingangs zitierte ehemalige Student und Aufklärer Georg Friedrich Rebmann (der im übrigen nur Spott und Verachtung für die kleine Universitätsstadt Erlangen übrig hatte) sehr positiv über diese Bildungseinrichtung für Mädchen: *„Hauptsächlich verdient die Anstalt der Madame Diet, einer würdigen erfahrenen Frau, gerühmt zu werden.“*¹⁶⁾ Eine später bekannt gewordene Dichterin ist aus diesem Erlanger Institut der Madame Diet hervorgegangen: Amalie von Helvig, eine geborene Imhoff, die viele Jahre ihrer Kindheit auf dem väterlichen Schloß Mörlach bei Hilpoltstein verbracht hatte, kam 1788 mit zwölf Jahren in das Pensionat der Madame Diet. Hier wurden ihre dichterischen, literarischen und geistesgeschichtlichen Ambitionen gefördert. Französisch hatte das Mädchen bereits im elterlichen Haus gelernt.¹⁷⁾ Später verband die Dichterin eine enge Freundschaft mit Bettine von Arnim, Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich von Schiller.¹⁸⁾

Madame Diet bereitete Luise Meynier gut auf ihre spätere Tätigkeit als Erzieherin vor. *„Sie that diess auch mit aller Sorgfalt einer zweiten Mutter, und der Leitung dieser vortrefflichen Frau hat Meynier den besten Theil ihrer Bildung zu verdanken, die sie in der Folge durch eigene Anstrengung ganz vollendete.“*¹⁹⁾ Insgesamt sind acht Stellen in verschiedenen Städten bekannt, die Luise Meynier als Hauslehrerin innehatte. Dementsprechend kamen Frauen, die als Gouvernanten tätig waren, weit herum. Den Kontakt zu Erlangen verlor Luise jedoch nicht.

Als Gouvernante in dem „Freyadelichen MagdaleneStifte zu Altenburg“ tätig, gab sie ihre dortige Stelle im Jahre 1800 auf, um ihre kranken Geschwister in Erlangen zu pflegen. Wieder in ihre Geburtsstadt zurückgekehrt, spielte sie mit dem Gedanken eine „ErziehungsAnstalt für junge Frauenzimmer“ zu eröffnen; doch ist nicht bekannt, ob ihr die Realisierung gelang.

Neben ihrer Arbeit als Erzieherin nahm sich Luise Meynier die Zeit zum Schreiben. Zwischen 1801 und 1804 gelang ihr die Veröffentlichung verschiedener Werke in Coburg und Leipzig, so die „Kinderspiele in Erzählungen und Schauspielen zur Bildung des jugendlichen Herzens“, die „Kleinen dramatischen Kinderromane“ in zwei Bänden und schließlich die „Mythologische[n] Unterhaltungen für Deutschlands gebildete Töchter“. Die Vorworte in diesen Büchern, in denen sich die Autorin mit ihrem pädagogischen Anliegen vorstellt, können der heutigen Leserschaft als historische Quellen zur Rekonstruktion des Selbstverständnisses einer Autorin des 18./19. Jahrhunderts dienen. In ihrem ersten Werk von 1801, den „Kinderspielen in Erzählungen und Schauspielen“, sah sich Meynier in ihrer Vorrede veranlaßt zu erklären, weshalb sie überhaupt zur Feder griff: *„Es bedarf nur wenige Worte, um dem Publikum Rechenschaft über meinen Schriftstellerberuf abzulegen, der freilich mehr ein äußerer als ein innerer, mehr Zufall als Vorsatz ist. Aus eigenem Triebe widmete ich mich dem Geschäfte der Erziehung, des Sprachunterrichts und der Bildung der Jugend. (...) Der stete Umgang mit Kindern lehrte mich ihre Bedürfnisse, ihre Denkungsart, Sprache und Sitten kennen, und vorfallende kleine Feierlichkeiten bei Geburts- und Namens- tagen forderten mich auf, kleine Spiele, unter dem Namen Komödie, für sie zu verfertigen. (...) Diese Tändeleien gefielen und wirkten oft stark zur Erreichung meines Zwecks. (...) Meine Absicht ging dabei nie über die Schranken meines Berufs. Allein verschiedene Personen, denen diese Kleinigkeiten zu Gesicht kamen, und deren Urtheil ich Achtung schuldig bin, [ü]be[r]redeten mich, durch öffentliche Mittheilung mehreren Familien zu nützen. Meine Überreder*

mögen also die Dreistigkeit meines Schrittes bei dem Publikum verantworten.“

„(...) nur wenige Worte, um dem Publikum Rechenschaft über meinen Schriftstellerberuf abzulegen“: Mit einer solchen Rechtfertigung ein Buch zu beginnen, zeugt von dem starken Druck, dem sich Autorinnen an der Schwelle vom 18. zum beginnenden 19. Jahrhundert ausgesetzt sahen. Eine innere Berufung zu schreiben, empfände sie folglich keineswegs, vielmehr seien es andere Menschen gewesen, die sie zur Veröffentlichung gedrängt hätten. Weiter schrieb Luise Meynier in diesem Vorwort: *„Ich, die ich nie die Hand nach der zweideutigen Krone eines gelehrten Frauenzimmers ausstreckte, habe ich hierbei nichts als die Absicht etwas Gutes bewirken zu wollen.“* Es war nach den zeitgenössischen Anschauungen tatsächlich nur eine äußerst zweideutige Krone, die des gelehrten Frauenzimmers, weshalb Meynier

die Tatsache, möglicherweise als eine solche gelten zu können, weit von sich weisen mußte.

Ähnlich sah dies auch Luises Bruder Johann Heinrich Meynier, der in seiner Erzählung *„Das gelehrte Frauenzimmer“* aus einem seiner zahlreichen Kinderbücher eine dem heutigen Empfinden nach erniedrigende Geschichte über eine junge, äußerst gebildete Frau schildert. Diese Erzählung führt klar vor Augen, daß es bei einer derartigen gesellschaftlichen Geringschätzung gebildeter Frauen tatsächlich besser erscheinen mußte, nicht den Ruf der *„Gelehrtheit“* zu *„genießen“*.²⁰ Im folgenden wird die Erzählung in gekürzter Form wiedergegeben werden. Die in wörtlicher Rede wiedergegebenen Zitate sind dem genannten Band von Johann Heinrich Meynier entnommen.

Herr Emmerich und seine Frau legen viel Wert auf die Erziehung ihrer beiden Töchter Amalia und Malwina. Sie werden in einer Schulanstalt und von Privatlehrern unterrichtet mit all dem *„was man von einem gebildeten Frauenzimmer zu fordern berechtigt ist.“* Das heißt, sie lernen lesen, schreiben, rechnen, Sprachen, Geographie, Geschichte, Musik, Zeichnen und Tanzen. Doch die Tochter Amalie läßt sich *„von der Sucht zu glänzen verblenden“* und je älter sie wird, *„desto merklicher äußerte sich dieser verkehrte Hang.“* Schließlich will sie nicht nur in den Künsten, sondern auch in den Wissenschaften glänzen *„und als ein gelehrtes Frauenzimmer auftreten“*. So liest sie Werke der berühmtesten Dichter, lernt Stellen daraus auswendig und trägt in Gesellschaften ihr Wissen vor *„und prangte auf eine unausstehliche Art mit ihrer Belesenheit.“*

Und weiter: *„Sie verfertigte auch in Stunden, die der Küche und der Führung des Hauswesens hätten gewidmet werden sollen, Gedichte und andere Aufsätze, die sie in der Tasche mit sich herum trug, und in Gesellschaft vorlas.“* Ihr Vater wird darüber sehr unglücklich und redet ihr ins Gewissen: *„Liebe Amalie, (...) die Bestimmung eines Frauenzimmers ist nicht durch ihr Wissen zu glänzen, sondern ohne alles Geräusch ihre stillen häuslichen Pflichten zu erfüllen. Je*



Abb. 2: Hauslehrer.

weniger von einem Frauenzimmer gesprochen wird, desto mehr Achtung verdient sie. Früher dachte man, ein Weib wisse genug, wenn sie das Hemd ihres Mannes von dem Wamms zu unterscheiden weiß. In unseren Zeiten denkt man freilich anders; die Männer sind nicht mehr so genügsam als sonst; sie verlangen eine angenehme Unterhaltung, wenn sie sich müde von der Arbeit zu Tische setzen, und fühlen sich doppelt glücklich, wenn ihre Musestunden durch Musik, Gesang und andere Kunsttalente ihrer Gattin verschönert werden. Aber aufdringen muß sich ein Frauenzimmer nicht durch ihre Belesenheit und Kunst mit Hintansetzung aller weiblichen Bescheidenheit (...).“ Sie mache sich damit bei Frauen und Männern äußerst unbeliebt, sie solle nur hören, wie abschätzig man in ihrer Abwesenheit über sie rede. Daraufhin fragt Amalie ihren Vater, warum er sie denn dann so sorgfältig habe erziehen lassen, „wenn wir unser Licht nicht sollten leuchten lassen vor den Leuten?“ Warum habe sie dann Geographie, Geschichte, Poesie und Sprachen lernen müssen? Zum Selbstgenuß, so der Vater, eine gute Erziehung mache sich im ganzen Wesen, im Auftreten und beim Sprechen bemerkbar, ohne daß man damit prahlen müsse. Sie solle sich ihre Schwester zum Vorbild nehmen: Die sei „herzlich, zutraulich, anspruchslos, sie verbirgt mehr, was sie weiß (...).“ Doch: „Die Vorstellungen des Vaters beugten Amalien, aber sie heilten sie nicht vom Dünkel.“

Erst eine große Demütigung führt schließlich dazu, daß sich Amalie „bessert“: Während einer Gesellschaft, in der auch durchreisende Offiziere anwesend sind, spricht sie wiederum in der Öffentlichkeit, „mit einer außerordentlichen Geläufigkeit der Zunge über allerlei politische und litterarische Gegenstände (...).“ Sie zitiert Dichter, Schriftsteller und Begebenheiten aus der Geschichte. Daraufhin wendet einer der Offiziere das Wort an sie: „Mademoiselle, ich möchte Ihnen gern für alles Schöne, was sie uns da mit einer unglaublichen Beredsamkeit vorge tragen haben, Ihren schönen Mund küssen, aber ich muß es Ihnen freimüthig bekennen, er ist mir zu gelehrt, und ich bin kein Freund von gelehrten Frauenzimmern, denn

ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie einen Bart haben wie Männer. Zwar ist es schön, wenn Stadt=Damen [!] nicht ungebildet sind wie die Damen vom Lande, aber sie müssen es mit ihrem Wissen halten wie mit einem schönen Busen, müssen einen Flor darüber breiten, damit niemand an der Blöße ein Aergerniß nehme, und man nur ungefähr ahne, was darunter verborgen ist.“ Amalie errödet und ist sehr beschämt. Hilfesuchend blickt sie sich um, doch niemand eilt ihr zur Hilfe, alle richten vielmehr schadenfroh ihr Augenmerk auf sie. In ihrer Verwirrung verteidigt sie sich nur sehr schlecht. Der Offizier dagegen „schwadronierte noch lange fort über die Unaussteilichkeit eines gelehrten Frauenzimmers.“ Daraufhin versucht Amalia ein für allemal ihr Wissen zu verbergen, und siehe da: „Von jener Zeit wurde Amalie besser.“ Es braucht demnach nicht weiter zu verwundern, wenn Frauen unter solchen gesellschaftlichen Voraussetzungen tatsächlich alles taten und tun mußten, um nicht als allzu gelehrt zu wirken.

Luise Meynier war bereits keine typische Vertreterin der hugenottischen Flüchtlinge mehr. Die deutsche Sprache war zu ihrer Muttersprache geworden, obgleich sie auch noch im hohen Alter Schülerinnen die französische Sprache lehrte. Als Witwe lebte Luise einige Zeit bei der Tochter ihres schriftstellerischen Bruders Johann Heinrich in Erlangen, bei Julie, verheiratete Schunck. Diese junge Frau wunderte sich schließlich sehr darüber, daß die schriftstellernde Tante, die über 30 Jahre älter war als sie, ihrer Tochter Florestine „zu meinem Erstaunen vollkommen fertig französisch lesen lehrt, so daß sie es so gut kann als deutsch.“⁽²¹⁾ Als Julie Schunck dies 1831 schrieb, wurden die französische Sprache und französische Umgangsformen vom deutschen Bürgertum jedoch nicht mehr gepflegt, waren Französinen, die aus der häuslichen Erziehung eine Erwerbsarbeit gemacht hatten, nicht mehr gefragt. Ein wachsender deutscher Nationalstolz wehrte sich gegen die französischen Einflüsse und zudem verbreitete sich nun die Überzeugung, die Kinder sollten durch ihre eigenen Mütter erzogen werden.

Welche Wandlung das gesellschaftliche Ideal der bürgerlichen Frau im Verlauf des 19. Jahrhunderts durchmachte, belegen die Aufzeichnungen von Julie Schunck (1800-1856), die als Repräsentantin einer neuen Frauengeneration gelten kann. Zwar liegen uns keine weiteren Nachrichten über das Verhältnis zwischen der außerhäuslich berufstätigen Gouvernante Luise Meynier und ihrer Nichte Julie Schunck vor, deren Arbeitseinsatz sich gänzlich in Hausarbeit und Kindererziehung erschöpfte, doch sind wir verhältnismäßig gut über das Leben der jungen Frau aus gehobenem Bildungsbürgertum der kleinen Universitätsstadt Erlangen unterrichtet, weil sie – wie viele ihrer bürgerlichen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen – der Aufzeichnung persönlicher Angelegenheiten und Empfindungen in ihrem Alltag viel Platz eingeräumt hat. Sie hinterließ der Nachwelt ihre persönlichen Tagebuchaufzeichnungen als 18-Jährige und zahlreiche Briefe, die sie als verheiratete Frau an ihren Mann Karl Schunck richtete. Darüber hinaus liegen Briefe ihrer Mutter und ihrer Tochter Emma vor.

Julie Meynier, verheiratete Schunck, hatte in den elf Jahren zwischen 1822 und 1833 zwei Töchter und fünf Söhne zur Welt gebracht.²²⁾ Es ist erstaunlich, wie viel Zeit in das Abfassen von Briefen investiert wurde, obwohl das tägliche Arbeitspensum einer bürgerlichen Hausfrau – trotz zahlreicher Mägde – enorm war. Ähnliches ist auch von der etwa gleichaltrigen Luise Rückert bekannt, ebenfalls Erlanger Professorengattin wie später Julie Meynier.²³⁾ Als Julies Mann bereits in München lebte, erstattete sie ihm regelmäßig einmal die Woche minutiös einen vier bis sechsseitigen, eng geschriebenen Bericht über das Familienleben, den Fortschritt der Kinder beim Lernen, die Besuche, ihren Gemütszustand, die Gartenarbeit, und sie endete so manches Mal mit dem Versprechen: „*Leb wohl geliebter Mann ich fange bald einen neuen brief für dich an.*“

Der rege Briefverkehr läßt sich mit der wachsenden Mobilität der Gesellschaft im beginnenden 19. Jahrhundert erklären. Zudem ist das Abfassen von Briefen ein ausgespro-

chen bürgerliches Phänomen: Hierbei sollte und konnte sich das Bürgertum auf natürliche, unmittelbare und authentische Weise ausdrücken, wodurch man sich explizit von dem als affektiert geltenden Adel abzugrenzen wünschte. Der Brief diente dabei nicht nur dazu, intime Äußerungen zu machen, sondern war durchaus halböffentlich. Briefe wurden weiter gereicht oder laut in Gesellschaft verlesen.²⁴⁾ Auch Tochter Emma legte ihrer Mutter den Brief einer Freundin zur Lektüre bei oder ließ die Bemerkung: „*nicht wahr; Onkel?*“, fallen und machte damit deutlich, daß sie durchaus damit einverstanden war, daß ihr Brief auch von anderen gelesen werde.

Was sagen diese erhalten gebliebenen Selbstäußerungen von Julie Meynier und ihrer Familie nun über das Selbstverständnis dieser bürgerlichen Frauengeneration aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus? Julie war 18 Jahre alt, als sie zusammen mit ihrer Mutter die Verwandtschaft in Württemberg besuchte. Die Reise nach Ellwangen führte sie von Erlangen über Dinkelsbühl, wo man Rast machte und „*Chocolade*“ trank. Sie genoß während der Reise „*die schöne Natur, das feyerliche Abendläuten, (...) die herrliche Aussicht*“ und freute sich schließlich über die herzliche Aufnahme durch Tante und Onkel. Zu den täglichen Unternehmungen gehörten ausgedehnte Spaziergänge, und Julie wurde in ihren Erinnerungen nicht müde, die schöne Gegend zu preisen, wobei die dort „*arbeitenden Landleute*“ in den Augen dieser gut situierten, bürgerlichen Tochter sicherlich zur landschaftlichen Idylle beige-tragen haben mögen.

Auch gemäß des bürgerlichen Bildungskanons des 19. Jahrhunderts lernten die Mädchen bei Zeiten, sich in Gesellschaft angemessen zu bewegen:²⁵⁾ Man machte Visiten und Gegenvisiten, und Julie konnte sich dabei hemmungslos ihren Beobachtungen hingeben: Der „*Kammeralverwalter ein Original, Miene, seine Tochter, eine niedliche aber furchtbar affektierte Lebedame, Hofrat Neuß (...) ein vielleicht guter, doch grober Kumpan*“. Bald scheint sie den Sinn dieser Zusammenkünfte erkannt zu haben: „*Kaffee bei der Stadtschreiberin. Eine Tafel beinahe*

so lange als die Stube, darauf zwey Torten, 4 Teller mit Konfekt, 4 Körbchen mit Obst, zwey Teller mit Wurstbrod (...) Alle Honorationen (...) sind zugegen. Man ißt sich voll und voll, schreit etwas und begiebt sich um manche wichtige Neuigkeit reicher nach Hause.“ Diese stundenlangen Besuche waren augenscheinlich oft reichlich ermüdend, so klagte sie: „Wir armen bürgerlichen Menschenkinder haben große Langeweile, man ißt und trinkt und drückt sich endlich unterthänig dankend zur Thür hinaus.“ Denn eigentlich interessant wurde es für die Heranwachsende erst, wenn man sich abends zum Ball traf: „Mein Tänzer unterhält mich einstweilen, das Männchen ist nicht so übel, in der Blüte seiner Jahre (...) lebhaft, scherzhaft, erstaunlich lieb, ein wahrer Herzensbezwinger!“

Julie gab sich jedoch keineswegs nur dem schnöden Vergnügen hin. Wie ihren Äußerungen zu entnehmen ist, war sie zum einen äußerst gottesfürchtig und zum anderen auch durchaus belesen. Aus beiläufigen Bemerkungen erfährt man, daß ihr das Drama „Don Carlos“ von Friedrich Schiller sowie die „Wahlverwandschaften“ von Johann Wolfgang von Goethe geläufig waren. Die Lesegewohnheiten hatten sich folglich verändert – die Töchter des deutschen Bürgertums lasen im 19. Jahrhundert nun deutsche Literatur. Im Alter von 21 Jahren heiratete Julie Meynier 1821 den zehn Jahre älteren Friedrich Christoph Karl Schunck. Ihr Bräutigam Karl hatte eine viel versprechende Karriere vor sich, er wurde Professor für öffentliches Recht, arbeitete als Sekretär im mittelfränkischen Landtag und zog schließlich als Abgeordneter der Erlanger Universität in die Bayerische Ständeversammlung ein.²⁶⁾ Als sie wieder eine Reise nach Württemberg zu ihrer Verwandtschaft unternahm, war sie bereits seit einigen Jahren verheiratet und Mutter mehrerer Kinder. Während die anderen der Reisegesellschaft beschäftigt waren, ging sie alleine spazieren und berichtete darüber ihrem Mann nach Hause: „So ging ich meinen Gedanken nach, und fing endlich an zu singen ‚Ach wie schön die liebe Erde‘, du weißt. Das muß ich immer, wenn mir das Herz recht voll ist, aber dann

muß ich auch in der Regel dich küßen und dir sagen, wie es mir zu Muth ist, und die gleiche Empfindung in deinen Augen lesen; das aber konnte ich gestern nicht --- und das ist schlimm, sehr schlimm.“

Wie sich anhand ihrer Briefe sehr deutlich nachzeichnen läßt, erfuhr die bürgerliche Ehe im 19. Jahrhundert eine starke Emotionalisierung. Die Eheleute waren nun nicht mehr das noch aus der Frühen Neuzeit bekannte „Arbeitspaar“, das sich durch das gemeinsame Wirtschaften den Lebensunterhalt sicherte und eher selten von Empfindungen zusammengehalten wurde. Im Gegenteil: Auch noch zehn Jahre nach der Hochzeit, als ihr Mann Karl bereits in München wohnte, wo ihn wichtige Geschäfte im Landesparlament in Anspruch nahmen, schrieb Julie: „Weißt du, daß ich auch die Landtagsprotokolle lese? Am Tag warte ich die Kinder und wenn die Nacht herbey kommt schreib ich Liebesbriefe und politisire.“²⁷⁾ Obwohl Julie selbstverständlich die Zeitung las, interessierte sie sich doch nur insoweit für Politik als es ihren Mann betraf: „ja – ja ich lese die Landtagsprotokolle! – von den Sachen die vorkommen interessieren mich eigentlich nicht viele, aber ich lese sie um die Leute kennen zu lernen die dich umgeben und zu hören was du gehört hast. Deine Rede (...) gefällt auch mir recht wohl.“ Trotz dieses geringen Interesses der Ehefrau an der großen Politik kann von einer absoluten Trennung der privaten, angeblich weiblichen, von der öffentlichen, vermeintlich männlichen, Sphäre nicht die Rede sein. Julie betonte mehrfach, sie verfolge die Diskussionen im Parlament, zudem empfing sie Besucher, die an der Arbeit ihres Mannes in München interessiert waren und Unterlagen und Akten verlangten und denen sie Rede und Antwort stehen mußte. Umgekehrt nahm auch ihr Mann an den familiären Belangen regen Anteil. Zu beobachten ist generell ein gemeinsames Wachsen des Paares an der nun als sehr wichtig empfundenen Aufgabe, die eigenen Kinder zu guten Menschen und Bürgern auszubilden.

Freilich wurden besonders die Mütter durch diese neue Form der Kindererziehung

gefordert, erwuchs hier für sie ein neues Betätigungsfeld. Das Aufziehen wurde in diesen bürgerlichen Kreisen nicht mehr als ein gegenseitiges Nehmen und Geben zwischen Eltern und Kindern verstanden. Es stand nicht mehr die materielle Absicherung der Eltern im Alter im Vordergrund, sondern den Kindern sollte nun eine allein selbstlose Liebe zukommen. Nur diejenigen galten als gute Eltern, deren Kinderliebe und Fürsorge frei von persönlichem Interesse war.²⁸⁾ 1831 hatte Julie bereits sechs Kinder, das kleinste noch im Säuglingsalter. Jahrhundertlang war das Stillen eine Aufgabe, die adlige und bürgerliche Frauen ohne weiteres einer Säugamme übertragen hatten. Nun aber avancierte im Bürgertum das Stillen zur unverzichtbaren Tugend der Mutter, dies in Abgrenzung zum Adel und angeregt durch pädagogische Überlegungen der Aufklärung, in denen der Einfluß einer Amme als äußerst schädlich eingestuft wurde.²⁹⁾ Auch Julie stillte somit selbstverständlich ihren Sohn Karl, doch aufgrund einer Krankheit mußte sie ihn zu ihrem Bedauern vorzeitig abstillen: „die fünf anderen Kinder die, da sie jetzt [!] den Vater entbehren, doch recht nothwendig eine kräftige Mutter brauchen, bestimmen mich zu thun was ich kann (...) So bin ich im Begriff mein Büble zu entwöhnen (...) Wäre es mein einziges Kind, so könnte mich nichts hierzu bewegen, das arme Würmchen findet sich so schwer in die neue Last!“ Sechs Tage später konnte sie ihrem Mann bereits mitteilen, daß sich der kleine Karl mit der neuen Kost abgefunden habe.

Wie es der Zeitgeist von bürgerlichen Müttern erforderte, widmete auch sie den Großteil ihres Tages den Kindern – ein Zeitaufwand, der noch von der vorangegangenen Generation kaum betrieben worden ist. In den Briefen, die sich die jungen Mütter schrieben, wird beispielsweise der Einsatz bei der Zubereitung von Kindernahrung in aller Ausführlichkeit geschildert: „[Meine Freundin] hat ihre Kinder stillen können u. hat ihnen 4 oder 6 Wochen Fenchelmasse gegeben u. dann ein mal des Tags Nachmittags 4 Uhr ein Breichen (...) mit kalter Milch angerührt, eine halbe Tasse voll. Dies kochte sie über Spiritus in einer Porzellantasse

oder in etwas Irdenem, ja nicht Kupfer u. ja nicht Blech, weil es zu geschwinde kocht. (...) auch soll das Gefäß eng nicht weit sein. Später gab sie Morgens noch ein Wasserstüppchen oder auch Mittag (...). Ist die Beschreibung nicht genau?“ Gemäß dem mütterlichen Erziehungsauftrag des Bürgertums mochte Julie ihre Kinder nicht fremden Kindermädchen anvertrauen. „Das ganz kleine Kind vertrau ich ihr [der Magd] so wenig als möglich an, dadurch aber wird meine Last immer größer, ich bin in beständiger Unruhe und erschein mir selbst oft ein zu schwer beladenes Kameel, meine Kräfte wollen noch nicht reichen.“ Den Ratschlägen ihres Mannes, besser auf sich aufzupassen, konnte sie angesichts der täglichen Anforderungen kaum Folge leisten. Sie nahm ihre mütterliche Pflicht sehr ernst: „Du empfehlst mir (...) mich zu schonen (...). Bin ich zu hause, so kann [!] ich nicht besondere Rücksicht auf mich nehmen. Wie kann ich ruhig sitzen bleiben, wenn tausend Anforderungen an mich gerichtet werden, und wie könnte ich mich von meinen Kindern absondern, ehe noch die dringendste Noth es gebeut [gebetet]? - So bin ich geistig und körperlich den ganzen Tag angespannt (...). Sind wir (...) beisammen, so wendet sich doch natürlich alles an mich, ich möchte es auch nicht anders.“ Ausdrücklich betonte sie, es sei „gegen meinen Grundsatz (...), zwischen mich und meinen Kindern auf längere Zeit eine dritte Person zu stellen.“ – deutlicher hätte man den Unterschied zu Erziehungskonzepten des 18. Jahrhunderts kaum ausdrücken können.

Schließlich hielt das Ehepaar die räumliche Trennung nicht mehr aus. Die Sehnsucht war groß und die Reise von Erlangen nach München äußerst langwierig und mühsam. Anfänglich wies sie die Aufforderung von Karl, sie solle mit den Kindern nach München ziehen, noch als absurd zurück, „es gewann mir ein Lächeln ab, so ein Gedanke kann nur in dem Kopf eines genialen Mannes entstehen.“ Für eine „arme sehr geplagte Frau“ sei ein solches Ansinnen „ein unübersteiglicher Berg“. Schließlich aber willigte sie ein, doch machte sie deutlich, was ihr dieser Umzug an Arbeit brach-

te, denn ihr Mann schien sich dies nicht bewußt zu machen: „*Ich muß also einen Auszug aus meiner Haushaltung machen und das übrige zum Theil in Verwahrung geben, zum Theil so zusammen stellen, daß es nicht Schaden nehmen kann. Diese große Mühe, diese Lasten, diese Störungen (...) allein die Reise hin und her mit dem kleinen höchst unruhigen Kind, das eigentlich nur still ist, wenn es schläft (...).*“ Dennoch drängte Karl sie zum baldigen Aufbruch, weshalb es zu Mißstimmungen unter den Eheleuten kam: „*Dein gestriger Brief, geliebter Mann, ist höchst merkwürdig und zeigt mir wie wenig ich dich mit den Sorgen der Wirthschaft geplagt habe, sonst könntest du es nicht denkbar finden, daß eine Frau mit 6 Kindern und 2 Mägden sich in zwey Tagen fertig machen kann für eine Abwesenheit eines Jahres und drüber.*“ Schließlich müsse noch die große Wäsche gemacht werden, was ungefähr eine Woche dauere, und außerdem bekäme sie eine neue Magd, mit der sie noch vertraut werden müsse. Der Umzug dieses vielköpfigen Haushaltes erforderte in der Tat einige logistische Vorüberlegungen von der Hausfrau. Betten, Spreusäcke, Winterkleider, Wäsche und Kinderbettstätten wurden eigens von einem Fuhrmann nach München gebracht, während Julie mit den Kindern und den Bediensteten in Kutschen reiste. Und schließlich hieß es in ihrem letzten Brief, den sie von Erlangen aus an Karl schrieb: „*Die Freuden der großen Stadt [München] ziehen mich nicht, aber der herzinnige Wunsch, dies Gefühl von Einsamkeit von dir zu scheuchen, dies ist es, was mir alle Mühseeligkeit leichter macht.*“

Das Unverständnis des Mannes gegenüber den Arbeitsbelastungen seiner Frau führt die Diskrepanz zwischen der propagierten Norm und der Alltagsrealität in einem bürgerlichen Frauenleben deutlich vor Augen. Die Forderung nach Disziplin, Leistung und Strebsamkeit richtete sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts an das männliche bürgerliche Individuum, das denn auch das bürgerliche Arbeitsethos nachhaltig prägte. Die Forderung, die die Gesellschaft an die bürgerliche Dame richtete, war der Müßiggang. De facto aber

lag das Arbeitspensum bürgerlicher, gut situierter Männer bei sechs Stunden täglich – einem Zeitraum, der von ihren Ehefrauen durch Haushaltsführung und Erziehung weit übertroffen wurde. Nichtsdestotrotz blieben der öffentlich zur Schau gestellte Müßiggang der Damen und das Leistungsprinzip der Herren prägend für das Bild der bürgerlichen Epoche, ob es nun der Realität entsprach oder nicht.³⁰⁾ Auch die Frauen selbst unterstützten diese Sicht, so Julies Mutter Wilhelmine Dorothea Meynier (1761-1841). Als sie ihrer Tochter 1835 nach München schrieb, berichtete sie ausführlich von ihrem 74. Geburtstag und bedankte sich herzlich für die zahlreichen Geschenke aller Kinder, darunter Stickarbeiten der Enkelinnen, Zeichnungen und Briefe der Enkel.³¹⁾ Auch ihrem Schwiegersohn Karl dankt sie mit folgenden Zeilen: „*Nun komen auch noch ein paar Worte des Dankes und der Liebe für den herrn z[u] sagen daß er mir nach 10 J.[ahren] mal wieder einmal ein p.[aar] Worte zu schickte: Es wird Ihm freylich viel Überwindung gekostet haben, die kostbare Zeit so unnütz zu verschwenden: dies hat aber für mich dadurch einen noch höheren Wert bekommen (...).*“ Nicht Sarkasmus als vielmehr wirkliche Demut gegenüber dem Herrn Professor wird man in diesen Worten erkennen müssen.

Auf einer erhalten gebliebenen Zeichnung, die ihr Sohn Louis von ihr machte, ist Wilhelmine Dorothea an einem Spinnrad sitzend dargestellt. In Zeiten mechanisierter Baumwollspinnereien war es ein Privileg der bürgerlichen Schichten, sich durch derartige Handarbeiten nostalgisch einer angeblich guten alten Zeit hinzugeben. In der Regel diente die dadurch gewonnene Wolle nicht der Herstellung tatsächlich benötigter Wäsche, sondern dekorativer Textilien, die das bürgerliche Heim behaglicher machen sollten. Den Charakter von wirtschaftlich notwendiger Arbeit hatte diese Tätigkeit verloren und dies war auch durchaus beabsichtigt.³²⁾

Dem Eheglück von Julie und Karl Schunck war keine lange Dauer beschieden. Karl starb 1836, woraufhin seine Frau nach Erlangen

zurückkehrte. Hier engagierte sie sich standesgemäß in dem „Verein für freiwillige Krankenpflege“,³³⁾ reiste viel herum und besuchte dabei ihre Geschwister. Auch dem Briefeschreiben widmete sie nach wie vor Zeit, wie die Korrespondenz mit ihrer Tochter Emma nahe legt. Ob sie weiterhin in ihrem berühmten Garten arbeitete, den das Ehepaar 1820 erworben hatte, ist unbekannt.³⁴⁾ Noch 1831 hatte sie berichtet, wie die Großmutter in die dortigen hohlen Bäume und zwischen Hecken für die Kinder an Ostern Süßigkeiten versteckt hatte. Der heute noch bestehende Garten, bekanntes Erholungsgebiet für die Erlanger Stadtbevölkerung, hatte mit seinem Gartenhäuschen, den Treppenanlagen und eingefassten Quellen, den Weichselbäumchen, Äpfel-, Quitten- und Kirschbäumen Julie Schunck zu ihrer Zeit viel Arbeit gemacht - auch dies war ein Teil der versteckten bürgerlichen Frauenarbeit.³⁵⁾

Im 18. wie im 19. Jahrhundert waren die weiblichen und männlichen Handlungsräume weitgehend festgelegt und voneinander getrennt – gleichwohl gab es zahlreiche Berührungspunkte und Überschneidungen, und die Grenzen zwischen den Geschlechtern waren keineswegs unüberwindbar. So nahmen die ersten zaghaften Versuche außerhäuslicher weiblicher Berufstätigkeit der gebildeten calvinistischen Flüchtlingsfrauen und ihrer hugenottischen Nachfahren in Form von pädagogischer Arbeit als Gouvernanten Gestalt an. Keineswegs waren somit grundsätzlich die Frauen der höheren Gesellschaftsschichten allein auf den Binnenraum des Hauses beschränkt und verließen sie niemals ihren Heimort. Vielmehr lernten sie im Verlauf ihres Lebens bei ihrer Tätigkeit verschiedene Orte sowie verschiedene Familien, Arbeitgeber und Bildungsinstitute kennen. Einige suchten darüber hinaus ein noch weitläufigeres Publikum in Form von Veröffentlichungen zu erreichen, wie anhand von Luise Meynier, die von ihrem „Schriftstellerberuf“ spricht, deutlich geworden sein dürfte. Es ist in diesem Zusammenhang bezeichnend, daß zahlreiche Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung des endenden 19. Jahrhun-

derts - also in etwa ein Jahrhundert später – als Lehrerinnen tätig wurden, zählte dieser Beruf doch zu den ersten, den zu ergreifen den Frauen des Bürgertums möglich war, weil er als standesgemäß galt. Auch stand die Forderung nach dem Recht auf Berufstätigkeit an oberster Stelle der ersten bürgerlichen Frauenbewegung. Umgekehrt war auch die Tätigkeit der verheirateten Mütter des gehobenen Bürgertums im 19. Jahrhundert nicht ausschließlich auf Reproduktionsarbeit begrenzt, vielmehr bedeuteten zahlreiche Hausarbeiten noch gänzlich Produktionsarbeit und erforderte das Dienstverhältnis zwischen Hausherrin und Personal von der Frau die Fähigkeit zur Autoritätsausübung. Auch nahm der Gatte teil am häuslichen Geschehen, es erfolgte somit ein reger Austausch zwischen den Eheleuten und der Außen- und Innenwelt.

Geändert hatte sich jedoch an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert die Sichtbarkeit der angesprochenen Tätigkeiten bürgerlicher Frauen: Während die pädagogische Arbeit der französischen Gouvernante eine anerkannte Form weiblicher Berufsausübung gewesen war, die vergütet wurde, wurde in der deutschen bürgerlichen Gesellschaft die Erziehungsarbeit der leiblichen Mutter im eigenen Hause nicht mehr als Arbeit angesehen. Bestenfalls verfolgte der Ehegatte die weiblichen Aufgaben und Probleme mit seinem wohlwollenden Interesse, doch für die Öffentlichkeit blieb die Frauenarbeit im Haus unsichtbar, denn: „*Je weniger von einem Frauenzimmer gesprochen wird, desto mehr Achtung verdient sie.*“ Die Überzeugung, die eigenen Kinder keiner fremden Person anvertrauen zu wollen, brachte den Frauen keine Arbeitserleichterung, wie die Klagen von Julie Schunck deutlich machen, die sich als „*schwer beladenes Kameel*“ beschrieb. Die Veränderungen im bürgerlichen Frauenbild gingen folglich mit den Veränderungen auf nationaler und staatspolitischer Ebene einher. Der Ablehnung der berufstätigen Gouvernante, Trägerin einer französischen, im 19. Jahrhundert nun als „fremd“ empfundenen Kultur, folgte die Neudefinition des bürgerlichen Frauenideals, bei dem Hausarbeit und

Kindererziehung zu den Wesenszügen der Frau und nicht zu ihren Arbeitsbereichen gezählt wurden.

Anmerkungen:

- 1) Das hier veröffentlichte Referat enthält Ergebnisse meiner Forschungsarbeiten 2001/2002 zur Geschichte der Hugenottinnen in Erlangen im Auftrag der Frauenbeauftragten der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, in veränderter Form erschienen in: Bennewitz, Nadja: „...daß ihre Töchter zur Bildung der Jugend gesucht werden. Französische Gouvernanten“, in: dies. / Franger, Gaby (Hg.): „Die Erlangischen Mädchen sind recht schön und artig ...“ Ein Erlanger Frauengeschichtsbuch. Cadolzburg 2002, S. 68-76; u. dies.: Alltagslast und -lust bürgerlicher Frauen, in: dies. / Franger, Gaby (Hg.): Geschichte der Frauen in Mittelfranken. Alltag, Personen und Orte. Cadolzburg 2003, S. 216-225.
- 2) Rebmann, Georg Friedrich: Briefe über Erlangen. Faksimile der Ausgabe 1792 m.e. Nachwort v. Ernst Schubert. Erlangen 1984, S. 97.
- 3) Füssel, Johann Michael: Unser Tagebuch oder Erfahrungen und Bemerkungen eines Hofmeisters. 2. Th. Erlangen 1788 (ND Erlangen 1976), S. 305.
- 4) Vgl. Bischoff, Johannes E.: Hugenotten in Erlangen 1686-1966. Ausstellungskatalog 8. Erlangen 1966; ders.: Die Aufnahme der Hugenotten in Franken und die Entwicklung ihrer französisch-reformierten Kirchengemeinden, in: Erlanger Bausteine (EB) 34 (1986), S. 195-223; Lehmann, Gertraud: Refugium - Flüchtlingskolonie - Einwanderungsstadt. Gründung und Integration der Französischen Kolonie in Erlangen, in: Friederich, Christoph (Hg.): 300 Jahre Hugenottenstadt Erlangen. Ausstellung im Stadtmuseum Erlangen 1. Juni bis 23. November 1986, S. 123-127.
- 5) Fick, Johann Christian: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung von Erlangen und dessen Gegend. Erlangen 1812 (ND Erlangen 1977), S. 81.
- 6) Füssel, Unser Tagebuch, S. 302f.
- 7) Fick, Historisch-topographisch-statistische Beschreibung, S. 81.

- 8) Hardach-Pinke, Irene: Die Gouvernante. Geschichte eines Frauenberufes. Frankfurt/Main 1993, S. 105.
- 9) Fick, Historisch-topographisch-statistische Beschreibung, S. 86.
- 10) Vgl. Grammaire française reduite à ses vrais principes précédée d'une introduction à toutes les langues. Ouvrage raisonné par J.J. Meynier, Partie théorique, 1781. Neue Auflage Nürnberg 1797 durch den Sohn J. H. Meynier.
- 11) Vgl. Lehmann, Gründung und Integration, S. 122-133.
- 12) Nouvel ABC ou nouvelle Metode pour enseigner à la jeunesse la bonne prononciation suivant les regles de la grammaire. Augmentée de quelques dialogues nouveaux pour les commencans. Ouvrage également utile aux enfants et aux Adults par J. J. Meynier. Nuremberg (G. P. J. Bieling) 1792.
- 13) Lexikon der vom Jahr 1750-1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, ausgearbeitet von Johann Georg Meusel, Bd. 9. Leipzig 1809.
- 14) Meynier, Johann Heinrich: Wie soll sich eine Jungfrau würdig bilden? Nürnberg (3)1834.
- 15) Fikenscher, Georg Wolfgang Augustin: Gelehrtes Fürstentum Baireut oder biographische und literarische Nachrichten von allen Schriftstellern... Nürnberg 1803, Bd. 6, 82-84. Soweit nicht anders vermerkt stammen die biographischen Nachrichten über L. Meynier aus diesem Band.
- 16) Rebmann, Briefe, S. 89.
- 17) Imhoff, Christoph von: Amalie von Helvig, geb. Imhoff (1776-1831), in: Meidinger-Geise, Inge (Hg.): Frauengestalten in Franken. Würzburg 1985, S. 135-140.
- 18) Vgl. Imhoff, Christoph Adam von: Der Freiherr auf Mörlach und seine dichtende Tochter Amalie, in: Hetzelein, Georg: Drei südfränkische Gestalten. Schwabach o. J., S. 3-36.
- 19) Fikenscher, Gelehrtes Fürstentum, S. 83.
- 20) Dr. Johann Heinrich Meynier: Kleine Geschichten zur Besserung und Veredlung jugendlicher Herzen. Nürnberg 1813, S. 222-228.
- 21) Stadtarchiv Erlangen (StAE): 25.B.2136.
- 22) Die Briefe und Aufzeichnungen befinden sich in: StAE 2.B.2134: Rück-Erinnerungen an letzten [!] September 1818; 25.B.2136-2145: 10 Briefe zw. 22.2.1831-3.8.1831 der Julie

- Schunck aus Erlangen an ihren Mann in München; 25.B.2146: Brief der Julie Schunck von einer Reise aus Württemberg an ihren Mann in Erlangen v. 1.5.1828; I D 52: Brief der Mutter Wilhelmine Dorothea Meynier an ihre Tochter Julie in München v. 6.10.1838; 25.B.2148-2154: 5 Briefe der Tochter Emma Schunck an ihre Mutter Julie zw. 20.7.-12.10.1858.
- ²³⁾ Vgl. Forssman, Ingeborg: Luise Rückert (1797-1857) - die Frau an der Seite eines berühmten Mannes, in: Bennewitz / Franger, Die Erlangischen Mädchen, S. 104-112.
- ²⁴⁾ Vgl. Habermas, Rebekka: Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850). Göttingen 2000, S. 22-27.
- ²⁵⁾ Vgl. Hardach-Pinke, Irene: Bleichsucht und Blütenessen. Junge Mädchen 1750-1850. Frankfurt/ Main-New York 2000.
- ²⁶⁾ Vgl. Seifert, Heinz: Dr. Julius Schunck. Erlanger Stadtvikar 1847-1853. Pionier sozialer Diakonie, in: EB 19 (1972), S. 3-17.
- ²⁷⁾ Ich zitiere im folgenden aus den zehn Briefen der Julie Schunck aus Erlangen an ihren Mann in München vom 22.2-3.8.1831: StAE 25.B.2136-2144.
- ²⁸⁾ So das Forschungsergebnis von Habermas, Frauen und Männer, S. 365-380, bes. S. 366.
- ²⁹⁾ Vgl. Toppe, Sabine: Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hg.): Geschichte der Mädchenbildung. Bd. 1. Frankfurt/Main-New York 1996, S. 346-359.
- ³⁰⁾ Vgl. Habermas, Frauen und Männer, S. 33-38.
- ³¹⁾ StAE I D 52.
- ³²⁾ Vgl. Habermas, Frauen und Männer, S. 53-61.
- ³³⁾ Willett, Olaf: Evangelische Frauenvereine in Erlangen von ihrer Gründung bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Bennewitz / Franger, Die Erlangischen Mädchen, S. 131-135, hier S. 132.
- ³⁴⁾ An der Bayreuther Straße 58 oberhalb des Kanaldenkmalns gelegen. Vgl. Art. „Schunckscher Garten“, in: Friederich, Christoph / Haller, Berthold Frhr. von / Jakob, Andreas (Hg.): Erlanger Stadtleikon. Nürnberg 2002, S. 628f.
- ³⁵⁾ Meynier, Julius: Züge aus dem Leben und Sterben der Grossmutter. Maschinenschriftliche Abschrift in: StAE III 107 M 1, S. 3.